

Historikerin Francesca Falk über Pionierinnen und putzende Männer Wie italienische Migrantinnen das Kitasystem revolutionierten

Historikerin Francesca Falk (47) weiss: Migrantinnen haben in der Schweiz viel für die Frauenrechte bewirkt. Ihren Kämpfen haben wir das heutige Kitasystem zu verdanken.

DARIJA KNEŽEVIĆ UND MATTIA LENTO

work: Frau Falk, waren die Migrantinnen der Schweiz einen Schritt voraus?

Francesca Falk: Die italienische Migration prägte die Schweiz in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg sehr stark. Einige soziale und politische Rechte der Frauen hat Italien früher etabliert. Zum Beispiel die Mutterschaftsversicherung, den Grundsatz der Geschlechtergleichheit und natürlich das Frauenstimmrecht, das Italien bereits nach dem Zweiten Weltkrieg einführt. Auch in Bezug auf das Eherecht gab es Unterschiede. Hierzulande brauchten Frauen bis 1976 die Erlaubnis des Ehemannes, wenn sie berufstätig sein wollten. Bei sogenannten Gastarbeiterfamilien waren bereits in den 1960er Jahren in der Schweiz oft beide Elternteile berufstätig, weil ein einziges Einkommen nicht für die gesamte Familie reichte.



FRANCESCA FALK: «Es ist wichtig, den Zeitzeuginnen zuzuhören.» FOTO: YOSHIKO KUSANO

Was hat das alles mit der Kinderbetreuung zu tun?

Aufgrund ihrer Erwerbsarbeit und fehlender familiärer Netze waren migrantische Familien stärker auf Krippenplätze angewiesen. Um die Nachfrage der Schweizer Wirt-

«Kitas hatten ein kommunistisches Image.»

schaft nach ausländischen Arbeitskräften in der Zeit des Wirtschaftsbooms nach Ende des Zweiten Weltkriegs bis zur ersten Ölpreiskrise 1973 stillen zu können, wurde das Netzwerk von Kindertagesstätten ausgebaut. So gründete etwa die Missione cattolica eigene Krippen. Auch Industriebetriebe wie etwa die Rohner-Socken-Fabrik in Balgach SG kümmerte sich um die Betreuung des Nachwuchses ihrer Arbeiterinnen und Arbeiter.

Warum war die ausserfamiliäre Kinderbetreuung in der Vergangenheit bei vielen Schweizerinnen und Schweizern so verpönt? Dafür gab es mehrere Gründe. Einer davon war der Kalte Krieg. Mit den Fronten «Ost gegen West» erhielten Kitas ein kommunistisches Image. Die Schweiz war in dieser Zeit sehr antikommunistisch, und das trug zur negativen Wahrnehmung der Krippen bei. Zudem wurde externe Kinderbetreuung auch wissenschaftlich diskreditiert. Der bekannte US-Kinderpsychiater John Bowlby behauptete um 1944, dass eine zerrüttete Mutter-Kind-Bindung die Hauptursache für jugendliche Kriminalität sei.

Gab es auch Stimmen für die externe Kinderbetreuung?

Ja, bereits im Jahr 1870 wurden erste Kinderkrippen in Basel eröffnet, was zeigt, dass es damals schon Befürworter gab. So auch der Berner Arzt Theodor Hermann. Er argumentierte bereits 1849, dass die externe Betreuung den Zusammenhalt zwischen Mutter und Kind nicht negativ beeinträchtigt, weil die Kinder nur tagsüber in der

Krippe seien. Dieser Arzt ist vielleicht nicht repräsentativ für das 19. Jahrhundert. Aber ein Beispiel dafür, dass es Stimmen gab, die die externe Kinderbetreuung positiv sahen. Die Idee, Krippen als Chance für alle Gesellschaftsschichten anzuerkennen, verbreitete sich aber erst später.

Wann?

In der Nachkriegszeit herrschte in der Schweiz die Vorstellung, dass eine Familie alleine vom Vater ernährt wird. Dies konnten sich die Familien bis in die Mittelschicht leisten. Doch das begann sich gegen Ende der 1960er Jahre zu ändern. Im Nachgang der 68er Bewegung entstand die sogenannte neue Frauenbewegung, die sich für eine andere Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern einsetzte. Zum anderen gingen die beiden Ölpreiskrisen in den 1970er Jahren auch an der Schweizer Wirtschaft nicht spurlos vorbei. Schliesslich entstand auch ein Begriffswandel: Man sprach nicht mehr von Kinderkrippen, sondern von Kitas. Es kam zu einem Imagewechsel dieser Betreuungsinstitutionen, sie wurden für die Mittel- und Oberschicht salonfähig. Das geht auf eine Allianz von verschiedenen Interessen zurück. Darunter auch der Wirtschaftsverbände, die immer mehr auf die Ressource «Frau» zurückgreifen wollten.

Reinigerin Maria Antonietta Fredas Kind wurde direkt nach der Entbindung in einem Heim zwangsversorgt. Kennen Sie noch mehr solch grausame Geschichten?

Migrantische Familien mussten neben der richtigen Aufenthaltsgenehmigung auch über genügend Wohnraum verfügen, um als Familie in der Schweiz zusammenleben zu können. So kam es, dass Kinder etwa in der Herkunftsregion bei den Grosseltern lebten, in der Schweiz versteckt oder

in Heimen platziert wurden, etwa in Domodossola, damit über das Wochenende Besuche möglich waren. Die Zwangsplatzierung von Kindern migrantischer Familien in Schweizer Heimen ist historisch noch wenig erforscht. Die Archive der Behörden widerspiegeln zudem oft ihre Sicht. Deshalb ist es so wichtig, Zeitzeuginnen zuzuhören.

Und was sagen diese Zeitzeuginnen?

Die Lebensrealitäten waren prekär. Sie standen zuweilen um 4 Uhr morgens auf, arbeiteten in der Fabrik und kümmerten sich um den ganzen Haushalt. Das sind wahnsinnig anstrengende Arbeitstage. Hinzu kommt: Man kümmerte sich nicht um ihre Integration, sie mussten sich den Zugang zu den Sozialversicherungen erkämpfen, und oft trennte man sie von ihren Familien. Ihr Leben war sehr stark auf die Erwerbsarbeit ausgerichtet. Für alles andere blieb wenig Zeit. Diese migrantischen Frauen waren zugleich insofern Pionierinnen, weil sie eine «modernere Art» des Familienlebens führten.

Sie sprechen von einem moderneren Familienleben. Inwiefern?

Oft waren beide Ehepartner berufstätig, und es gab nicht immer diese vorgefestigten Muster, wer was machen soll. Die meiste Care-Arbeit erledigten zwar die Frauen. Aber es gab auch Fälle, in denen diese gleichberechtigter aufgeteilt wurde. Oder die Männer, die alleine in die Schweiz kamen, mussten wohl oder übel selber kochen und putzen, was sie dann zuweilen auch noch gemacht haben, als ihre Familie nachzog.

Wer arbeitet heute in den Kitas?

Grösstenteils Frauen. Männer, die sich für einen solchen Beruf entscheiden, haben oft eine Migrationsgeschichte. Das finde ich bemerkenswert, weil diesen Jugendlichen selbst oft ein Macho-Image zugesprochen wird. Jugendliche aus zugewanderten Familien haben oft schlechtere Chancen bei der Stellensuche. Das wiederum erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass sie eine Ausbildung in einer schlechtbezahlten Branche wählen müssen. Durch Migration wird diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ein Stück weit wieder verändert. Dabei überschneiden sich Privilegien mit Diskriminierungen. Und es entsteht die Möglichkeit, Geschlechterrollen aufzubrechen.

Pflege, Reinigung, Gastgewerbe – warum sind viele Migrantinnen in schlechtbezahlten Branchen berufstätig, die indirekt etwas mit Care-Arbeit zu tun haben?

Migrantinnen haben Hindernisse beim Zugang zu besserbezahlten Berufen. Beispielsweise, weil ihre Diplome nicht anerkannt werden. Oder weil es mit einem bestimmten Namen schwieriger ist, eine Stelle zu finden. Die schlechte Bezahlung in den genannten Branchen hängt damit zusammen, dass es typische Frauenberufe sind. Untersuchungen zeigen, dass Berufe einen Prestigeverlust erfahren, sobald mehr Frauen in diesem Beruf arbeiten. Der ganze Care-Bereich ist stark von Frauen geprägt, und das schlägt sich auf den Lohn nieder.

Kinderbetreuerin Mia Egic trotz den schlechten Arbeitsbedingungen «Mit 4200 Franken ist kein gutes Leben möglich»

Mia Egic (33) arbeitet fast ihr ganzes Berufsleben als Kinderbetreuerin in Zürich. Das Hauptproblem der Branche sieht die Fachfrau in der Profitgier.

DARIJA KNEŽEVIĆ

Mia Egic (33) ist wütend: «Wir haben es satt, dass unser Beruf von allen Seiten abgewertet wird. Denn er ist viel mehr als nur ein bisschen Kinderhüten». Unsere Arbeit ist systemrelevant.» Egic arbeitet seit über 10 Jahren als Fachfrau Betreuung mit Kindern. Und seit über zwei Jahren trotz sie in der Gewerkschaftsgruppe «Trotzphase» den schlechten Arbeitsbedingungen in der Branche.

Egic hat nach ihrer Ausbildung sechs Jahre in einer Kita gearbeitet, heute ist sie seit sechs Jahren in einem Kinderhort beschäftigt. Unab-

hängig ob man in einer Kita oder einem Hort angestellt ist, die Bezahlung ist meistens sehr tief. Egic erklärt: «4200 Franken Bruttolohn auf 100 Prozent ist für eine Fachperson Betreuung in einer Kita Normalität. Das ist viel zu wenig, um ein eigenständiges und gutes Leben in der Stadt Zürich zu führen.» Doch nicht nur der Lohn macht ihr zu schaffen.

SPAREN, SPAREN, SPAREN

Besonders der massive Sparkurs macht den Alltag in der Kinderbetreuung noch schwerer. «Wie viele Kinder in einer Kita oder einem Hort aufgenommen werden, wird pro Quadratmeter berechnet», sagt sie. Das zeige, wie Kitas heute rein auf Profit aus seien, ist Egic überzeugt. Das ist besonders im Hinblick auf den Fachkräftemangel eine alarmierende Entwick-

lung. Fachpersonen verlassen den Beruf wegen der schlechten Arbeitsbedingungen. Eine aktuelle Umfrage vom Verband «Kinderbetreuung Schweiz» zeigt: Fast jede dritte Person verlässt den Beruf. Immer weniger Fachfrauen müssen immer mehr Kinder betreuen. Das lässt kaum Zeit für die Bedürfnisse der Kinder. Dabei verlange die Politik, dass sich die Kitas und Horte als professionelle Bildungsinstitution positionieren. Kurz gesagt: «Der Fachkräftemangel in der Branche ist hausgemacht. Um das zu ändern, brauchen wir mehr Leute, die sich dagegen wehren, zum Beispiel in der



PROFIT MIT KINDERN: Das läuft falsch in Kitas. FOTO: KEYSTONE

(Trotzphase). Denn nur wenn wir uns organisieren, können wir einen Wandel erreichen.» Kommt hinzu: wegen des Profitkurses werden die Preise für die Kinderbetreuung immer unbezahlbarer. Egic kennt Beispiele, wo es für eine Familie günstiger wäre, wenn die Mutter den Beruf aufgäbe und zu Hause bliebe, statt das Kind in einer Kita betreuen zu lassen. Egic sagt: «Es ist eine Klassenfrage, wer seine Kinder heute in der Kita unterbringen kann. Reiche können sich Betreuung immer leisten, wohingegen Kindern aus der sozialen Unterschicht noch mehr das Recht auf Chancengleichheit verwehrt wird.»



VEREINT: Maria Antonietta Freda hatte lange mit ihrem Mann und den beiden Kindern leben zu

dafür gekämpft, können. FOTO: ZVG



STARKE FRAU: Freda sorgte mit ihren Nebenjobs Familie über die Runden kam.

FOTO: ZVG



MUTTERGLÜCK: Die Italienerin traf es hart, als Heim geben musste.

FOTO: ZVG



DEN MUT NICHT VERLOREN: Maria Antonietta Freda musste in der Schweiz viele Rückschläge einstecken. Trotzdem hatte sie nie aufgehört, für ihre Familie zu kämpfen. FOTO: MANUELA RUGGERI

Maria Antonietta Freda über das Jonglieren von Familien- und Arbeitsleben «Ich wurde gezwungen, meinen Sohn in ein Kinderheim zu geben»

Maria Antonietta Freda (82) hat ein Leben lang dafür gekämpft, dass sie als Ausländerin und Arbeiterin ihre Kinder bei sich haben konnte. Eines davon wurde ihr durch behördliche Zwangsmassnahmen gleich nach der Geburt entzogen.

MATTIA LENTO UND DARIJA KNEŽEVIĆ

Maria Antonietta Freda ist noch immer voller Energie, kämpferisch und widerstandsfähig. Dabei war ihr Leben als Mutter, Arbeiterin und Ausländerin hart. Ihre Geschichte ist geprägt von der Unmöglichkeit des Familiennachzuges, den Zwangsmassnahmen der Schweizer Behörden gegen berufstätige Mütter und dem Fehlen von Kinderbetreuungseinrichtungen.

GETRENNT VON DEN KINDERN

Freda wurde in Kamparien geboren, einer der ärmsten Regionen Italiens. Ihr

Lohn als Fabrikarbeiterin reichte kaum für den Lebensunterhalt. Sie kam in die Schweiz, nachdem sie ihren jetzigen Ehemann kennengelernt hatte, und musste ihr erstes Kind, das 1963 in Italien geboren wurde, bei ihrer Familie in der Provinz Benevento zurücklassen. Der Grund: Freda und ihr Ehemann kamen mit dem Status «Jahresaufenthalter» in die Schweiz, damit hatten sie etwas mehr Rechte als «Saisonniers». Aber damals war es für solche Arbeiterinnen und Arbeiter nicht möglich, sofort ihre Kinder mit in die Schweiz zu nehmen. Freda qualten starke Schuldgefühle. Doch bereits 1965 erwartete sie ein weiteres Kind und war entschlossen, es um jeden Preis bei sich zu behalten.

«Obwohl ich nicht genügend Milch hatte, bin ich jeden Tag zum Stillen zu meinem Sohn gefahren. Ich wollte ihn einfach in meinen Armen halten.»

MARIA ANTONIETTA FREDA

hängnis: «Ich wurde gezwungen, meinen Sohn sofort nach der Entlassung aus dem Krankenhaus in einem Kinderheim unterzubringen.»

Die Zwangsmassnahme war für die junge Mutter ein traumatisches Erlebnis, ihren Säugling konnte sie nur am Mittwochnachmittag und an den Wochenenden sehen. Freda sagt: «Obwohl ich für meinen Sohn nicht genügend Milch hatte, bin ich jeden Tag zum Stillen hin- und hergefahren. Um 6 Uhr morgens und um 18 Uhr abends. Ich wollte ihn einfach in meinen Armen halten.» Die Erinnerung an diese Zeit ist heute noch eine enorme Qual.

Nach wenigen Monaten ertrug sie die Trennung nicht mehr und begann, sich zu wehren.

Freda musste lange dafür kämpfen, bis ihre gesamte Familie wieder vereint in Zürich leben konnte. Viele Details dieser Kämpfe um ihre Kinder sind für die 82jährige altersbedingt nicht mehr in ihrer Erinnerung. Auch weil sie die traumatischen Erlebnisse verdrängt hat. Mit der Zusammenkunft ihrer Familie begann eine emotionell ruhigere, aber nicht weniger anstrengende Zeit. Denn mit den Schikanen war es noch lange nicht vorbei.

UNBEZAHLBARE KRIPPEN

Ende 1966 war Freda gezwungen, ihre Arbeit in der Schneiderei aufzugeben, weil diese nicht mit ihrem Muttersein vereinbar war. «In den 1960er Jahren gab es nur wenige Kinderkrippen, und wenn man das Glück hatte, eine in der Nähe des Hauses zu haben, war sie fast immer privat und unbezahlbar.» Nach einigen Monaten, in denen sie sich ausschliesslich um ihre kleinen Kinder kümmerte, begann sie mit Gelegenheitsjobs. Denn alleine vom Einkommen ihres Mannes konnte die Familie nicht leben. Also fing die junge Mutter an, in einer Wohnung gegenüber zu

putzen. Wenn die Kinder ihren Mittagsschlaf hielten, liess Freda sie für ein paar Stunden allein und kam nach getaner Arbeit zurück.

Nach einiger Zeit fand sie auch einen Job bei der Gewerkschaft Verkauf, Handel, Transport, Lebensmittel (VHTL), einer Vorgängerin der Unia. «Ich fing um 6 Uhr morgens an, war um 8 Uhr fertig und eilte dann nach Hause, weil mein Mann schon weg war. Meine Kinder liess ich abends oft etwas später ins Bett gehen, damit sie während meiner Arbeitszeit noch schliefen. Ich hetzte von einem Ort zum anderen und jonglierte das ganze Leben unserer Familie.»

Weil es für sie keine erschwinglichen Kitas gab, gründeten die Italienerinnen in der Schweiz ihre eigenen Strukturen. Die Kinder von Freda besuchten die Casa d'Italia im Zürcher Kreis 4. Dies war eine Schule extra für italienische Kinder. Zudem gab es ein Kinderheim vor Ort, wo Freda ausnahmsweise ihr jüngstes Kind betreuen liess: «Während meine älteren Kinder in der Grundschule waren, wurde die Jüngste von den Nonnen betreut, die ein Wohnheim in der Casa d'Italia führten. So konnte ich wieder etwas mehr arbeiten, um die Familie über die Runden zu bringen. Es war

hart, aber am Ende habe ich es geschafft.»

In den 1960er und 1970er Jahren begannen die Migrantinnen, die sich in verschiedenen Vereinen zusammenschlossen hatten, von den Behörden mehr Engagement im Bereich der Kinderbetreuung zu fordern. Es ist auch ihr Verdienst, dass die Schweiz in diesem Bereich grosse Fortschritte gemacht hat.

Mit ihren 82 Jahren ist Freda noch kein bisschen müde. Als Aktivistin setzt sie sich für die Rechte von Rentnerinnen und Rentnern ein. Und mit Freude hütet Freda heute als Grossmutter ihre Enkelkinder. Mittlerweile ist sie sogar Urgrossmutter und steht im Mittelpunkt ihrer Grossfamilie.

workzahl
50 000
Saisonnierkinder wurden von 1949 bis 1975 in der Schweiz versteckt, weil sie kein Recht auf einen Aufenthalt hatten.